

HERESIA GRAW

So weit die  
Störche  
ziehen

ROMAN



ulstein

Sie sah nach draußen, wo es immer noch wie aus Kübeln schüttete. »Herrje, der Regen hört heute einfach nicht auf. Und ich müsste eigentlich längst nach Hause gehen. Ich wette, ich werde klatschnass unterwegs.«

»Ich habe einen Schirm dabei, wenn du magst, begleite ich dich.«

»Ach, Fritz, das wäre wunderbar. Du bist einfach ein Schatz.«

Dora verabschiedete sich vor der Tür von Elsbeth. Sie versprach der Freundin, sie so bald wie möglich wieder zu besuchen, hakte sich bei Friedrich unter und spazierte an seiner Seite durch den Regen. Er hatte ihr den Schirm gegeben, damit sie nicht nass wurde. Sie gingen langsam. Dora nahm Rücksicht auf seine ungleichmäßigen Schritte. Während des Weges plauderte sie munter drauflos, bemüht, das Thema nicht mehr auf Wilhelm kommen zu lassen. Friedrich war wortkarg. Er schien ihr gar nicht richtig zuzuhören. Dora spürte, dass er über etwas nachdachte. Sie hatten gerade den Weg von der Chaussee zum Gutshof eingeschlagen, als er endlich zu reden begann. »Ich muss dir etwas sagen, Dora. Vielleicht hätte ich dir das schon viel früher sagen sollen.«

»Was ist denn los?«

»Na ja. Vielleicht hast du es ja auch schon bemerkt.« Er schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Weißt du, ich ... bin nämlich auch verliebt in dich. Schon ganz lange. Schon immer eigentlich. Und ich werde dich immer lieben, Dora, egal, wen du heiratest.«

»Aber Fritz, was sagst du denn da ...?« Dora war verblüfft über seine Offenheit.

»Ja, so ist das nun mal. Für mich wirst du immer die einzige und wunderbarste Frau der Welt sein. Ich weiß, dass du nicht so für mich empfindest. Für dich bin ich bloß Ellis großer Bruder, aber du sollst wissen, dass du immer auf mich zählen kannst. Und wenn etwas Schlimmes passiert, dann ...« Er begann, ein wenig zu stottern vor Aufregung. »Dann werde ich für dich da sein.«

»Aber Fritz!«, rief Dora noch einmal. Sie unterdrückte ein Lächeln, weil ihr sein Liebesgeständnis so absurd vorkam. »Ich hab dich doch auch so gern. Aber eben anders gern als Wilhelm. Ich habe dir doch gesagt, dass du immer mein Freund sein wirst. Du bist mein bester Kamerad, aber zum Heiraten reicht es doch nicht! Ach, Fritz, ich liebe Wilhelm. Und ihm wird ganz gewiss nichts passieren. Weihnachten ist er bestimmt wieder zu Hause, und der Krieg wird bald zu Ende sein. Und du wirst ganz sicher bald eine wundervolle Frau finden, die du ganz furchtbar lieb hast und die du heiraten wirst.«

»Ach, Dora, ich könnte niemals eine andere Frau heiraten als dich.«

Bei diesen Worten hatten sie den Gutshof erreicht. Vor der Veranda blieben sie stehen und sahen einander an. In seinen Augen lag etwas Wehmütiges.

»Bitte sei nicht traurig, Fritz.« Dora zögerte kurz, dann senkte sie den Schirm, sodass sie vom Haus aus nicht gesehen werden konnten, und drückte ihm einen schnellen Kuss auf die Wange. »Unsere Freundschaft kann uns niemand nehmen. Die bleibt solange wir leben. Das verspreche ich dir.«

Friedrich nahm ihr den Schirm ab. »Ja, Dora, du hast ja recht, wir bleiben gute Freunde, bis dass der Tod uns scheidet, versprochen.« Er grinste schief. »Ich bin ein Kamel. Ich hätte dir das gar nicht sagen sollen. Und jetzt mach lieber, dass du ins Haus kommst, sonst bekommst du hier draußen noch einen Schnupfen.«

## 6.

Dem nassen Herbst folgte ein kalter Winter. Mitte Dezember lag der Schnee meterhoch vor dem Gutshaus. Frantek und Karol hatten alle Hände voll zu tun, frühmorgens den Hof und die zugeschneite Einfahrt freizukehren, damit Menschen und Fahrzeuge hindurchkamen. Der strenge Frost malte Eisblumen an die Fensterscheiben. Drinnen war die Luft erfüllt vom harzigen Geruch der glimmenden Kienspäne, die im Kachelofen knackten und für eine behagliche Wärme sorgten. Und bald lag auch der Duft von Bratäpfeln, Pfefferkuchen und Marzipanstollen im Haus. Je näher das Weihnachtsfest rückte, desto größer wurde die Betriebsamkeit in Haus und Hof: Es wurde nicht nur gebacken, geschmückt und gebraten, es mussten Geschenke gekauft, gebastelt und verpackt werden. Wie in jedem Jahr an Heiligabend glänzten die vielen Glaskugeln und Lamettafäden im Schein der Kerzen am Weihnachtsbaum, der in der hohen Diele stand und dessen goldene Spitze bis in den ersten Stock hinaufreichte. Am Abend ging es im Pferdeschlitten durch die tief verschneiten Straßen zur Christmette ins Dorf, die Glöckchen am Geschirr klingelten rhythmisch im Trab der Tiere, und der Schnee glitzerte im Mondlicht. Nur eines war anders in diesem Jahr: Hans fehlte.

»Ich habe leider keinen Urlaub bekommen«, schrieb er in einem Brief, den Josef Twardy am Weihnachtsabend der Familie vorlas. »Aber grämt Euch nicht, ich bin auch nicht traurig darüber, ganz im Gegenteil. Sosehr ich Euch vermisse, so bin ich doch auch unsagbar glücklich, dieser großen deutschen Sache dienen zu dürfen, diesem großen, edlen Werk, das Europa verändern wird ...«

Josef Twardy las den Brief nicht weiter. Er faltete ihn zusammen, dann nahm er seine Brille ab und legte beides seufzend auf den Tisch.

Wilhelm hatte über die Feiertage ebenfalls keinen Heimaturlaub erhalten. Seinen Brief, der schon ein paar Tage vor dem Fest angekommen war, verwahrte Dora in ihrer Nachttischschublade. Sie schämte sich ein wenig, weil Wilhelm auf drei Seiten ausführlich geschildert hatte, was er an seinem Standort an der deutsch-französischen Grenze erlebte. Stundenlang musste seine Kompanie in der Nacht mit schwerem Gepäck durch Regen, Schnee und Kälte marschieren, dann im steinhart gefrorenen Boden Stellungen ausheben. Währenddessen wartete er auf den Einsatz an der Front, von der er dreißig Kilometer entfernt sei, gelegentlich könne er das Donnern der Artillerie hören, doch insgesamt sei es recht ruhig. Vor allem aber schrieb Wilhelm, wie sehr er Dora vermisse. Sie aber, die den Umgang mit Füllfederhalter und Tinte genauso wenig mochte wie den mit Nadel und Faden, hatte ihm nur einen kurzen Gruß geschickt. Ein paar Worte nur auf einer Weihnachtspostkarte, die einen pausbäckigen Rauschgöldengel unter einem Tannenbaum zeigte.

Nun, hatte Dora gedacht, er wird ja sicher bald nach Hause kommen, und dann können wir uns ausführlich unterhalten.

Doch das neue Jahr begann, und Wilhelm kam nicht. Aber er schrieb fleißig, mehrmals in der Woche lag ein langer Brief von ihm im Postkasten. Er berichtete von Städten, in denen niemand mehr wohnte und wo sich die Soldaten in den geräumten Häusern einrichteten. Er schrieb von Eisenbahnbrücken, die sie bewachen mussten, von langen Fußmärschen in stockfinsterner Nacht und von schlammigen Gräben, in denen sie lagen. Wo genau Wilhelm stationiert war, vermochte Dora nicht herauszufinden. Als Ortsmarke gab er stets nur »im Westen« an.

Ab und zu schrieb Dora ihm zurück. Ihr Leben erschien ihr so gleichförmig, verglichen mit dem, was Wilhelm erlebte. Sie erzählte von den anstehenden Prüfungen in der Schule, von Siegfried, der sich gut auf dem Hof eingelebt hatte, und von dem schlimmen Schnupfen, den sie sich im Januar eingefangen hatte, was kein Wunder sei bei dem heftigen Schneefall und der schneidenden Kälte, die in diesem Jahr überhaupt nicht mehr aufhören wollte.

Tatsächlich war der erste Kriegswinter der kälteste seit Menschengedenken. Niemand in Liebenwalde konnte sich daran erinnern, je eine so lange klirrende Kältewelle erlebt zu haben. Im Februar war die Ostsee komplett zugefroren, man hätte nach Dänemark zu Fuß gehen können. In London erstarrte die Themse zu Eis, und die Leute spazierten über den Fluss. Selbst Italien hatte der Frost fest im Griff. Mehr als zehn Zentimeter Schnee lagen in Rom, während es im Süden Spaniens im Frühjahr wie aus Kübeln schüttete. Und auch aus Amerika kamen Berichte über Kälterekorde.

»Das liegt am Krieg«, sagte Lehrer Adomeit. »Die vielen Schiffe auf den Meeren wühlen das Wasser auf, das bringt den ganzen Globus in Unordnung, und deshalb ändert sich auch das Klima.«

Dora wusste nicht, ob der Lehrer recht hatte. Bis weit in den April hinein schneite es immer wieder bei klirrender Kälte. Aber dann begann es doch endlich zu tauen, und mit dem schmelzenden Schnee und dem steigenden Licht steckten bald die ersten Frühlingsboten ihre bunten Blütenköpfe aus der Erde: Ganze Teppiche von weißen Buschwindröschen und blauen Leberblümchen leuchteten auf dem dunklen Waldboden, in der Wiese hinter dem Haus blühten gelbe Schlüsselblumen und violette Küchenschellen. Doch erst als Erich eines Samstagmittags im April mit dem Ruf »Der Storch ist da!« von der Schule heimkam, und als das vertraute Klappern auf dem Scheunendach über den Hof schallte – da wusste Dora, dass der eisige Winter auch für dieses Mal endgültig vorbei war.

Mit den Störchen kamen Wärme, Sonne und Licht zurück, die Vorfreude auf die Leichtigkeit des Sommers, auf das Barfußlaufen im Gras, auf lange helle Abende auf der Veranda und natürlich auf lange Ausritte mit Gilda. Und dieser Sommer erschien Dora ganz besonders verheißungsvoll, denn ihre Schulzeit war zu Ende. Ein Gefühl von Freiheit und Abenteuer durchflutete sie, als sie an Ostern ihr Abiturzeugnis in den Händen hielt, und das, ohne die schweren schriftlichen Prüfungen abgelegt zu haben. In diesem Jahr war das vereinfachte Notabitur auch für Mädchen eingeführt worden. Die Schule war ihr nie eine große Last gewesen, hatte ihr aber auch keine große Freude bereitet, und nun war es doch ein berauschendes Gefühl, diesen Abschnitt hinter sich gebracht zu haben.

Was erwartete sie nun? Das ganze Leben lag vor ihr, offen und geheimnisvoll und doch so vielversprechend, ausgebreitet wie eine Landkarte mit tausend Wegen und Pfaden. Welche würde sie gehen? Wo würde sie abbiegen? Vor ihr, so schien es Dora, lag ein Leben voller unbegrenzter Möglichkeiten, die man nach Lust und Laune pflücken konnte wie pralle rote Kirschen von einem reich behängten Kirschbaum.

Gewiss würde Wilhelm bei seinem lang ersehnten Heimatbesuch im Juni ganz offiziell um ihre Hand anhalten. Sicher war der Krieg bald zu Ende, wie man hörte, kamen die deutschen Kriegsschiffe in der Nordsee ja gut voran gegen England und Norwegen. In der Zeitung stand, dass es nicht mehr lange

dauern werde, bis die Feinde kapitulierten, und dann könnte sie Wilhelm endlich heiraten. Vielleicht würde sie noch in diesem Jahr zu ihm auf den stattlichen Gutshof ziehen. Zusammen würden sie ihren Traum verwirklichen und die Reitschule errichten, von der Wilhelm gesprochen hatte ...

Mit diesen Gedanken und in bester Laune wollte Dora gerade in den Stall eilen, um ihre Stute für einen Ausritt zu satteln. Doch Gertrud, das Hausmädchen, hielt sie zurück.

»Entschuldigung, Fräulein Twardy«, sagte sie, nachdem sie höflich geknickt hatte. »Ihre Frau Mutter schickt mich. Sie möchte Sie dringend sprechen.«

»Jetzt gleich? Aber worum geht es denn?«, erkundigte sich Dora. Doch Gertrud zuckte mit den Schultern.

»Das hat mir die gnädige Frau nicht gesagt.«

Dora bedankte sich und eilte verwundert die Treppe hinauf. Dort klopfte sie an die Zimmertür ihrer Mutter.

»Komm herein, Dora! Bitte setz dich einen Augenblick zu mir!«

Vera Twardy saß auf dem bestickten Chippendale-Sesselchen vor dem kleinen Schreibtisch, als Dora das Damenzimmer ihrer Mutter betrat. Es kam selten vor, dass die Hausherrin ein Familienmitglied in diesem Raum empfing. Die meisten Angelegenheiten wurden während der Mahlzeiten besprochen. Es musste sich um etwas sehr Wichtiges handeln. Zum letzten Mal war Dora vor zwei Jahren hierhergebeten worden. Damals war ihr eröffnet worden, dass es höchste Zeit sei, sich auf das Leben einer jungen Dame vorzubereiten und mit den Tanzstunden zu beginnen. Eine wunderbare Nachricht war das gewesen, denn Dora hatte Musik und Tanzen schon immer geliebt. An jenem Nachmittag war sie sich sehr erwachsen vorgekommen. Nun zermarterte sich Dora den Kopf, um was es diesmal gehen konnte, aber ihr fiel nichts ein. In gespannter Erwartung ließ sie sich auf dem Sesselchen gegenüber ihrer Mutter nieder und legte wohlherzogen die Hände in den Schoß.

»Dein Vater und ich haben uns Gedanken über deine Zukunft gemacht«, erklärte Vera Twardy. »Da deine Schulzeit nun zu Ende ist, beginnt ein neuer Lebensabschnitt für dich. Ein Leben als erwachsene Frau mit Verantwortung.«

Sie öffnete die schmale Schublade des Tisches und nahm einen zusammengelegten Papierbogen heraus. Während sie das Blatt auseinanderfaltete, fuhr sie fort: »Dein Vater und ich – wir haben gestern Abend lange darüber gesprochen, wie wir mit diesem Anliegen hier umgehen sollen.«

Dora sah, dass es sich um einen Brief handelte. Und obwohl sie die Schrift von ihrem Platz aus nicht erkennen konnte, machte ihr Herz einen aufgeregten Hüpfen. Das war es also: Wilhelm hatte ihren Eltern geschrieben und um ihre Hand angehalten. Und nun wollte ihre Mutter mit ihr über die Verlobung sprechen.

»Ja?«, hauchte sie aufgeregt und tat, als ahnte sie nichts. »Worum geht es denn?«

Ihre Mutter antwortete nicht direkt darauf: »Ich habe mir in den vergangenen Jahren alle Mühe gegeben, dich zu einer umsichtigen und pflichtbewussten jungen Dame zu erziehen, Dora, zu einer Frau, die die Grundzüge der Hauswirtschaft beherrscht. Und durch deine jüngeren Geschwister bist du auch im Umgang mit Kindern geübt, wiewohl Erna uns da natürlich einen Großteil der Arbeit abnimmt. Auch wenn ich weiß, dass dir manches in einem großen Haushalt nicht leichtfällt ...« Dora merkte, dass ihre Mutter an dieser Stelle einen Seufzer unterdrückte. »So bin ich doch überzeugt, dass du im Ernstfall immer wissen wirst, was richtig und was zu tun ist, nicht wahr?«

Dora nickte schnell. Wilhelm und ich, dachte sie belustigt, wir werden so viele Angestellte haben, wenn wir erst verheiratet sind, dass ich im Grunde gar nicht zu arbeiten brauche. Küchenmädchen,

Kindermädchen, Mädchen für die Wäsche und sogar eine richtige Köchin. Ich brauche nur ab und zu meine Anweisungen zu erteilen, und schon wird alles erledigt. Doch diese Gedanken behielt Dora für sich. Noch hatten ihre Eltern der Verlobung ja nicht zugestimmt.

»Nun, Dora«, fuhr ihre Mutter fort. »Vielleicht werden wir über das ein oder andere Detail noch einmal von Frau zu Frau reden müssen, bevor du dich deinen neuen Aufgaben zuwendest.«

Dora senkte den Kopf und unterdrückte ein Grinsen. Ah – über *diese* Dinge wollte ihre Mutter also mit ihr reden. Dabei ging es doch heute erst mal nur um die Verlobung und noch gar nicht um die Hochzeitsnacht. Im Übrigen wusste sie natürlich längst bestens Bescheid über alles, was nach der Heirat zwischen Mann und Frau passierte. Sie lebten doch nicht mehr im 19. Jahrhundert! Jedes Detail hatte sie mit Elsbeth besprochen, hinter vorgehaltener Hand natürlich. Sie wusste sogar, wie man es verhindern konnte, dass eine Frau direkt nach der Hochzeit schwanger wurde. Eine Information, für die Dora sehr dankbar war. Denn so sehr sie Wilhelm auch liebte und sich darauf freute, ihn zu heiraten: Kinder zu bekommen, damit würde sie sich gern noch ein bisschen Zeit lassen.

»Du weißt, dass du mich jederzeit fragen kannst, wenn du – was Kinder oder Haushalt angeht – Hilfe brauchst. Niemand kann von dir verlangen, dass du sofort perfekt handelst und alles richtig machst. Aber wir erwarten, dass du dich stets bemühst.«

Dora nickte wieder. »Ja, natürlich«, murmelte sie ungeduldig. Jetzt war es doch aber endlich an der Zeit, dass ihre Mutter lächelte und ihr zu Wilhelms Antrag gratulierte. Doch Veras Miene blieb unverändert ernst, als sie weitersprach:

»Es wird natürlich eine große Umstellung für uns alle sein, wenn du auf einmal für so lange Zeit so weit weg bist ...«

Dora runzelte die Stirn.

»Aber wieso?« Selbstverständlich würde sie nach ihrer Hochzeit nicht mehr zu Hause wohnen, sondern bei Wilhelm. Doch das Gut der von Lengendorffs lag nur eine Dreiviertelstunde Fußweg vom Haus der Twardys entfernt. Und mit dem Fahrrad oder dem Pferdegespann war es schnell zu erreichen. »Wenn es sein muss, komme ich euch jeden Tag besuchen«, rief sie deshalb vergnügt. »Und ihr kommt jeden Sonntag zu Kaffee und Kuchen herüber.«

»Aber wo denkst du hin, Dora? Das ist unmöglich. Du weißt doch, dass der Zug mehr als zwei Stunden braucht von hier bis nach Königsberg.«

»Königsberg?«

Dora schnappte nach Luft. Was hatte ihre Verlobung mit der fernen Provinzhauptstadt zu tun? Sie war sich sicher, dass sie ihre Mutter falsch verstanden hatte.

»Wie meinst du das – Königsberg?«

»Nun, es ist so, meine liebe Dora.« Vera Twardy legte den auseinandergefalteten Brief vor sich auf den Tisch, strich glättend mit der flachen Hand darüber und schob ihn zu Dora hinüber. Sie betrachtete die Tintenbuchstaben und erkannte sofort, dass das nicht Wilhelms Handschrift war. Ein flaues Gefühl breitete sich in ihrem Magen aus.

»Es geht um Onkel Hermann«, erklärte ihre Mutter mit leiser Stimme, die Stirn in sorgenvolle Falten gelegt. »Du erinnerst dich doch daran, wie er kürzlich anrief und ganz glücklich berichtete, dass er und Minna ihr fünftes Kind bekommen haben, einen Jungen, Peter. Aber Minna ging es nicht gut nach der Geburt, und sie wurde immer hilfloser. Es ist wirklich tragisch. Sie hat das Kindbettfieber bekommen. Vorige Woche ist sie gestorben, Gott hab sie selig, und der kleine Bub gleich mit ihr. Hermann ist untröstlich, und er macht sich große Sorgen, wie er deinem Vater hier schreibt. Vier kleine Kinder im